
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 45. Bromberg, den 23. Februar 1929.



# Sohr, der Herr

Roman von Arno Franz



9. Fortsetzung. 

Der Starter rief die Pferde auf. Sieben Gäule standen im Führ-Ring. Ein starkes Feld.

Sohr besah sich die Gegner.

Friedel Knix, der seinen „Ajax" führte, nickte dem Finkenschlager zu und deutete auf Nummer sieben.

„Das ist „Clou" aus dem Stalle Drebkow, Herr Sohr."

„Also der Sieger?"

„Bestimmt! Sehen Sie sich ihn an."

Das tat Sohr. Er umschritt ihn, prüfte ihn von allen Seiten.

Die Prominenten beobachteten ihn. Schmunzelten! Ein bißchen überlegen, ein klein wenig schadenfroh!

Was mußte dieser Sohr auf seine alten Tage bei diesem Gewicht noch in den Sattel steigen. War früher mal ein brillanter Reiter gewesen. Früher! Mit zehn Kilo weniger. Aber heute?!

Nee — nich'n Sechser auf „Ajax".

„Hart wird der Kampf," dachte Sohr. Sicher war der Crack sein Rivale.

Und sein Gesicht wurde stahlhart.

Die Umstehenden tuschelten. Der lange Grunert mit dem Scherbel im Auge näselte ihn an:

„Ah, Verehrtester, wie stehen die Aktien?"

„Glänzend!" sagte Sohr. „Die Buchmacher bieten zehn zu eines für „Ajax". Dazugehalten, meine Herren! Ich habe fünftausend Mark auf ihm stehen. — Servus!"

Die Herren lachten. Einer sagte: „Der Kerl ist verrückt!" Und der kleine Gisecke meinte:

„Putzige Nudel, dieser Agrarier. — Immerhin: Sollte gewinnen. Wenn er 74 Kilo über die Bahn brächte, hätten wir unsere Sensation."

„Wenn — —", sagte einer und ein anderer ergänzte:

„— — der Hund nicht! Das ist es ja eben: Wenn!"

Damit war die Sache Sohr-„Ajax" erledigt.

*

Die Nummertafeln waren aufgezogen. Es läutete zum Aufsitzen.

In die Menschenmenge kam Bewegung. Die Wettenden flitzten durcheinander, erledigten die letzten Geschäfte und hasteten nach ihren Plätzen. Der Starter begab sich an den Damm. Der Zielrichter thronte über der Menge. Zu seinen Füßen postierten sich die Photographen. An Hürden, Gräben und Wällen standen die Sanitäter. Für alle Fälle!

Da ritten die Steepler in die Bahn.

3, 4, 7, 18, 21, 9 und 13. — In dieser Reihenfolge. Sieben Pferde mit sieben Reitern.

Als letzter „Ajax" mit Sohr.

Sie präsentierten sich. Galoppierten! Sprangen eine Hürde.

Sohr hatte die Augen auf. Er beobachtete.

„Nicht berühmt," dachte er. „Man geht über die Hürden, aber man überspringt sie nicht." — Mochten sie! Er war es zufrieden.

Dann ritt man zu Start.

3 und 9 tänzelten, brachten Unruhe ins Feld und versauten zweimal das Abkommen.

Lynard auf 7 fluchte. Kinkerlitzchen konnte „Clou" nicht vertragen.

„Ajax" störten sie nicht. Er tat, als wär' er zu Hause. Endlich konnte der Starter das Feld entlassen.

Das war wirklich Heija hussa, wie das Lot über den Rasen fegte! Selbst die Schinder sahen im gestreckten Galopp vorzüglich aus.

Eine prächtige Figur machte „Clou", der Favorit, und Rittmeister Lynard, der auf ihm saß, war seines Pferdes würdig.

Sohr verhielt seinen Gaul. Die Bahn war lang. 4400 Meter! Er legte Distanz zwischen sich und das Feld. Mochten sie abziehen. Zehn Meter ließ er ihnen.

Vom Damm herüber brüllten die Unentwegten: „Heimreiten, Agrarier!"

Andere schrien: „Dem Schwergewichtler geht die Puste aus. Setz' dich aufs Schaukelpferdchen!"

Sohr winkte hinüber und nickte.

Das schien ein lustiges Rennen werden zu wollen!

Auch auf der Tribüne witzelte man über 13.

Claus bekam einen roten Kopf.

„Ich verstehe meinen Vater nicht," sagte er zu den beiden Liebetraus: „Trottet eine halbe Stunde hinterher."

Die Umsitzenden sahen den jungen Mann interessiert an und schwiegen diskret.

Der alte Liebetrau polterte heraus: „Red' kein Blech, Claus. Dein Vater weiß, was er will. Reiten kann er besser als die anderen zusammen. — Am Schluß wird abgerechnet, nicht am Anfang."

Ein jovialer alter Herr tippte Liebetrau auf den Arm.

„Entschuldigen Sie," sagte er. „In seinen Augen saß der Schalk. „Ich rechne auch gern ab. Möglichst mit Plus für mich. — Wieviel haben Sie denn auf „Ajax" stehen?"

Liebetrau, der sich dem Frager unwillig zugewandt hatte, mußte lächeln, als er dessen pfiffiges Gesicht sah.

„Leider habe ich nicht gewettet", antwortete er.

„Wenn Sie so überzeugt sind von des Reiters Qualitäten, wundert mich das. Könnten wir nicht unter uns? Als Berufskollegen?"

„Woher wissen Sie?"

„Woher wissen Sie denn?"

Nun lachten die beiden.

„Man sieht's eben", sagte der Alte. „Wir von der Scholle verleugnen uns nicht. Ist auch gut so. — Wie steht es nun, machen Sie mit? — Nur so ein kleines Wettchen unter uns! Hundert gegen hundert. Gewinnt 13, zahle ich, gewinnt sie nicht, berappen Sie."

„Machen wir!"

Sie bekräftigten durch Handschlag und stellten sich einander vor. Eben waren beide im Begriff, Berufsfragen zu erörtern — wie das unter Bauern in der Regel zu sein pflegt, — da rief Heinz:

„Ajax zieht an."

Liebetrau blickte auf.

„Na also, was sagst du nun, Claus?" fragte er.

„Wird Zeit", sagte der und der joviale Alte sagte:

„Vierundsiebzig Kilo sind noch über keine Bahn getragen worden. Es wär' ein Wunder."

„Dann erleben Sie es heute. Sohr zeigt Ihnen, was eine Harke ist."

Der andere schwieg.

Überhaupt war es sehr still geworden unter den Zuschauern. Witze wurden nicht mehr laut. Es schien bald so, als ob es eine Überraschung geben sollte.

Das Feld hatte sich auseinandergezogen. 3 und 9 liefen hinter 13.

Es war beängstigend wie dieser Gaul seine Bahn zog. Ruhig und gleichmäßig, wie abgezirkelt. Und stets gewann er am Hindernis Terrain. Man wußte nicht, holte er auf oder ließen die anderen nach.

Als das Feld die zweite Runde machte, brachte „Ajax" am kleinen Wassergraben Nr. 4 und an der kurz folgenden Rickhecke Nr. 21 hinter sich.

Das Publikum wurde unruhig. Von der Tribüne erschollen einzelne Bravos.

An der Steinmauer stürzte 18.

„Clou" führte. Dicht hinter ihm lag „Ajax". Weiter zurück folgten die übrigen.

Im gleichen Abstand passierten sie den englischen Sprung und die letzte Wallhecke.

Nur noch ein Hindernis — die Einlaufshürde — dann war man in der Geraden. Dreihundert Meter vor dem Ziel!

Mit einem mächtigen Satz sauste „Ajax" über die Hürde, lag neben Clou.

„Gegrüßt", rief Sohr dem Rivalen zu. „Da wären wir!"

Lynard wußte nicht, wie ihm geschah.

Niemand wußte es. Von den Zehntausend keiner. Als ob sie genarrt worden seien, war es ihnen.

Vom Damm herüber scholl Stimmengewirr, schwoll an, wurde lauter, wurde Brausen.

Die auf dem Ring schrien, gestikulierten durcheinander. Riefen! Brüllten!

Unglaublich war die Aufregung.

„Lynard", gellte es über den Rasen. Aus zehn, aus hundert, aus tausend Kehlen. Aufmunternd, wütend, verzweifelt.

„Lynard," und wieder „Lynard! — Feste! Feste! — Lynaaard!"

Das war Raserei, waren des Menschlichen entkleidete Menschen, waren Zweihänder, die sich wie Bestien betrugen. Wegen zehn, zwanzig, hundert Mark Kultur und Gesittung verloren. Denen der Sport nichts war, aber das Totalisatorticket alles!

Und für diese Bande jappten sich die Gäule die Lungen aus dem Leib!

„Brüllt nur," dachte Sohr. „Brüllt! Ich schaffe es doch. Hundertfünfzig Morgen Land für meine Leute! Der Deiwel soll euch reiten. Brüllt! Lynard muß den Kopf verlieren, dann verliert er den Sieg! Brüllt!"

Jetzt brauste es den Reitern auch von den Tribünen entgegen.

Immer das eine Wort: „Lynard — Lynard!"

Der schien nicht mehr sicher. Fünfzig Meter vorm Ziel!

Er gebrauchte die Peitsche.

„Feste! Fes—te!"

Da geschah etwas Niegesehenes! Sohr setzte sich quer.

„Ajax" hatte den Kopf frei. Sohr mit beiden Händen den Sattel gepackt.

So ritt er. Riß bei jedem Satze den Gaul vor. Eine viertel Länge! Hob ihn, trug ihn, zog ihn an „Clou" vorbei.

In Reiter und Pferd war eine ungeheure Kraft.

Die letzten fünfzehn Meter!

Totenstille.

Roß und Reiter keuchten.

Noch zehn Meter — fünf — drei — —

Durch!!

Anderthalb Längen zurück „Clou".

Und in die Totenstille hinein ein einziger Schrei aus tausenden von Kehlen:

„Sohr!"

Der hörte ihn nicht. Ihm war, als schlüge ihn eine eiserne Faust auf die Hirndecke. In seinen Ohren war Brausen. Wasserwogen glaubte er aus ungeheuren Höhen über Felsen stürzen zu hören.

Und dieses Brausen wurde zu tosendem Dröhnen.

Dann wurde es schwarz vor seinen Augen. Und in diesem Dunkel schwangen feurige Ringe wie Pendel, begannen zu kreisen, drehten sich erst langsam, dann rascher, schneller, immer schneller. Endlich im rasenden Wirbel!

Fünf zehn Sekunden. Nicht länger.

Und was war dann?

Er wußte es selber nicht mehr.

Als er zur Besinnung kam, lag er auf dem Rasen. Neben ihm kniete Sophi. „Ajax'" Maul tastete an seiner Hand. Er hörte Stimmen, sah Menschen über die Bahn laufen. Schnell wie ein Augenblick, erfaßte er die Situation.

Mit einem Sprung war er auf. Mit einem zweiten hatte er das Pferd zwischen den Schenkeln. Er reichte Sophi die Hand aus dem Sattel.

„Hopp!" rief er und riß sie zu sich empor.

So ritt er die Bahn zurück.

Das Publikum, das in seiner Erregung plötzlich verstummt war, war jetzt unsinnig vor Freude. Es jubelte dem Sieger zu, den nicht das Pferd, nein, der das Pferd durchs Ziel getragen hatte.

Sohr sah es nicht.

Das alles war ja jetzt so nebensächlich. Der Sieg war sein!

Und seines Sohnes mußte das liebe Mädchen werden, das er in seinen Armen hielt.

„Was war Ihnen denn?" fragte Sophi mit vor Angst zitternder Stimme.

„Weiß es nicht, mein Kleines. Es war mit einem Male Nacht vor mir. Vielleicht das Herz! — Sie sehen, wie bald ich eine Schwiegertochter brauche."

Sophi seufzte und kuschelte sich fester an seine Brust.

„Und die soll ich sein?" fragte sie verschämt.

„Keine andere wünsche ich mir lieber."

„Wenn Sie sich schonen und nie wieder reiten wollen, dann — dann — will ich Ihre Schwiegertochter werden. Sie müssen es mir versprechen. Ich will auch noch etwas haben vom großen Sohr und seiner stolzen Carla."

Er versprach es ihr! Gern tat er es. Und drückte warm ihre Hand.

Am Eingang zum Sattelplatz standen Claus und die beiden Liebetraus.

„Was machen Sie denn für Geschichten," rief ihm der Alte zu und Sohr lachte ihm lustig entgegen:

„Ich siege, wie Sie sehen, auf der ganzen Linie! — Da, Claus, nimm mir Sophi ab. Und halt sie fest fürs ganze Leben."

Er ließ das Mädchen in Claus' Arme gleiten und ritt seinen Gaul nach der Box.

Als er zurückgewogen war, wurden gerade die Quotentafeln hochgezogen.

Sieg: 103 für 10.

Da schmunzelte er.

Das Wettersche Gut war ehrlich verdient!

*

Am Abend desselben Tages bekam Carla Sohr in Finkenschlag folgendes Telegramm:

„Gratuliere zum Sieg Deines Mannes und unseres Jungen Verlobung. Es war ein hartes Stück Arbeit, Beides! Sohr."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Serum statt Blutübertragung.

Nach langjährigen Versuchen ist dem französischen Arzt Dr. Léon Normet die Herstellung eines neuen Serums gelungen, das dank seiner hervorragenden Eigenschaften im Falle ungewöhnlich starken Blutverlusts infolge von Operationen oder Verwundungen unschätzbare Dienste zu leisten geeignet sein soll. Bisher pflegte man die Folgen unmäßigen Blutverlustes dadurch zu beseitigen, daß man in die Adern eine wäßerige Lösung von Glukose und bestimmten Salzen einspritzte, die mehr oder weniger die gleichen osmotischen Eigenschaften wie das Blut selbst hatte. Hierdurch konnte das Leben des Patienten wohl um eine kurze Zeit verlängert werden, doch genügte der Ersatz nicht, den Organismus in die Lage zu versetzen, wieder genügend neues Blut bis zur völligen Genesung zu erzeugen. Dr. Normets neues Serum hilft diesem Mangel in überraschender Weise ab.

Bereits 1924 berichtete er der Akademie der Wissenschaften über seine Entdeckung der biologischen Wirkung von Natriumzitraten bei intervenösen Einspritzungen. Der giftige Einfluß des Natriumzitrats wurde, wie weitere Versuche lehrten, durch Beifügung von Magnesiumzitrat aufgehoben. Endlich fand Dr. Normet, daß gewisse lebensnotwendige Salze, in Form von Zitraten dem Körper zugeführt, von diesem besonders begierig aufgenommen werden. Mit der wäßrigen Lösung der Zitrate hat der Erfinder bereits verblüffende Erfolge an Tieren und auch Menschen erzielt. Er hat Hunden das Blut so weit entzogen, daß der Herzschlag und die Atmung aussetzten, kurz alle Lebensäußerungen aufhörten und nur das Nervensystem noch in Tätigkeit war. Wurde dann im letzten Augenblick das Normet'sche Serum in die Venen des Tieres gespritzt, so wurde dieses fast augenblicklich wieder ins Leben zurückgerufen. Auch bei Kranken in Hospitälern, die infolge schwerer Operationen dem Verbluten nahe waren, wurden die gleichen erstaunlichen Erfolge erzielt.

# Der eingeschneite Simplon-Expreß.

Ein Winterabenteuer von G. W. Beyer.

Eines schönen Februartages hatte Nebile Hanum genug von der greulichen Kälte in Deutschland. Da die junge Smyrniotin doch mehr der Mode wegen als aus Liebe zur Wissenschaft ihre seidenbestrumpften schönen Waden durch die Hörsäle der Freiburger Universität spazieren trug, warf sie ihre Kollegehefte kurz entschlossen in die Ecke und setzte sich in den ersten besten Basler Zug: „Auf nach dem Genfer See!“

„Brrr!“ war die erste höchst geistreiche Bemerkung, die sie fallen ließ, als sie auf dem Bahnsteig in Lausanne stand. „Hier ist es ja eben so kalt wie drüben in Freiburg. Weißt du was, Nebile? Das Vernünftigste ist, du fährst nach Hause und wartest dort, bis dieser sibirische Winter zu Ende ist.“ Einige Stunden später saß das junge Mädchen allein in einem Schlafwagenabteil und fuhr über den Simplon der Heimat zu.

Nebile Hanum lag im schönsten Schlaf, als der Zug in Mailand einlief. Da steckte der Schlafwagenschaffner sein freundliches Gesicht in das Abteil hinein: „Verzeihen Sie die Störung. Hier ist das letzte freie Bett, und ich muß es einem Herrn geben, der nach Konstantinopel fährt.“ — Nebile Hanum wischte sich empört die verschlafenen Augen: „Was, ich soll einen Mann in mein Abteil lassen? Vielleicht noch dazu einen Griechen, Armenier oder gar einen Spaniolen?“ — „Nein, der Herr ist Deutscher, und ich muß Sie schon bitten, sich mit meinen Anordnungen einverstanden zu erklären.“ — Grollend fügte sich Nebile in das Unvermeidliche, drehte sich nach der Wand und steckte die Nase empört unter die Decke.

Der unerwünschte Mitreisende verbeugte sich höflich vor ihrem Rücken, nannte einen Namen, den sie nicht verstand, drehte das Licht aus und stieg höchst rücksichtsvoll in das obere Bett. Die Ungewöhnlichkeit ihrer neuen Lage hielt die junge Türkin noch lange wach. Dann warde sie trotz aller guten Vorsätze doch von der Müdigkeit übermannt.

Erst an der südslawischen Grenze wachte sie wieder auf und erinnerte sich der neuen Einquartierung. Vorsichtig blinzelte sie durch die Lider. Vom Eindringling war nichts zu sehen. Sie hustete eindrucksvoll und fragend. Niemand meldete sich. Da kleidete sie sich an und ging in den Speisewagen. Dort saß an einem Tischchen ein korrekter blonder Herr. „Das muß er sein“, schoß es Nebile durch den Kopf, und sie wählte einen Platz, von dem aus sie dem Unerwünschten den Rücken wenden konnte.

Dann saß Nebile Hanum in ihrem zur Tagesbenutzung umgewandelten Abteil und hoffte, der unliebsame Nachbar werde sich nicht sehen lassen. Doch der Deutsche klopfte bald darauf an, bat wegen seines Eindringens um Entschuldigung, sah die abweisende Miene der jungen Dame, setzte sich in die andere Ecke, holte ein Buch aus der Tasche und kümmerte sich nicht im geringsten um Nebile Hanum. Dieser war das Schweigen zuerst sehr angenehm, doch als Stunde auf Stunde in eintöniger Fahrt verstrich, begann sie sich als echte Evastochter über den stummen Nachbarn zu ärgern: „Ist das eine Art, sich neben eine Dame zu setzen und kein Wort zu sagen?“

Wütend kroch sie in ihr Bett, als der schweigsame Nachbar nach dem Abendessen im Speisewagen sitzen blieb.

Auch der nächste Tag versprach recht langweilig zu werden. Die Balkanlandschaft lag unter dichter Schneedecke, und das Flockengestöber verdarb jede Aussicht. Nebile Hanum tröstete sich damit, daß nur wenige Stunden Fahrt sie noch von Konstantinopel trennten.

Da hielt der Zug. Die Türkin bemühte sich, den Namen des Ortes festzustellen. An einem winzigen Bahnhofsgebäude stand „Talkollu“. Nebile Hanum hatte den Namen noch nie gehört und wußte bestimmt, daß die Züge sonst nicht hier hielten. „Was mag die Veranlassung dazu sein?“ fragte sie unwillkürlich. Der Deutsche trat auf den Flur. Nach wenigen Minuten kam er zurück: „Die Strecke ist zugeschneit. Wir müssen hier liegen bleiben.“ Er setzte sich wieder schweigend in seine Ecke. Zwei, drei endlos lange Stunden vergingen. Das letzte Buch war gelesen. Nebile Hanum langweilte sich fürchterlich. Das Mittagessen ging vorüber. Der Abend brach herein, und noch rührte sich der Zug nicht. „Es kann Tage dauern, bis die Geleise frei sind“, glaubte der Schaffner trösten zu müssen. Nebile Hanum hatte Tränen des Ärgers an den Wimpern hängen, als sie endlich einschlief.

Am anderen Tage sah die Welt noch öder und verschneiter aus. Wieder saß dieser äußerst korrekte Nachbar in seiner Ecke und schwieg. „Wenn er doch endlich etwas sagen wollte!“ stöhnte Nebile Hanum in ihrem Innern. Zum Wahnsinnigwerden war diese Untätigkeit. Spazierengehen konnte sie nicht, denn draußen lag der Schnee meterhoch. Endlich hielt es Nebile Hanum nicht länger aus: „Herr“, platzte sie los, und Tränen liefen ihr über die Backen, „können Sie es denn mit ansehen, wie eine Dame neben Ihnen vor Langeweile umkommt? Reden Sie doch endlich etwas!“ Gleich darauf schämte sie sich unendlich. Der korrekte Nachbar mußte auf diese entsetzliche Entgleisung mit eisiger Ablehnung antworten.

Doch Nebile Hanum irrte sich. Der Fremde lächelte im Gegenteil höchst verbindlich: „Aber mit Vergnügen, meine Dame. Ich hatte bisher nur den Eindruck ,als sei Ihnen meine Anwesenheit ebenso unerwünscht wie meine Unterhaltung.“ Er sah das junge Mädchen sehr freundlich, doch auch ein wenig spöttisch an, und Nebile Hanum senkte beschämt den Kopf. — Dann plauderte er. Die Stunden eilten jetzt, und das junge Mädchen bedauerte, daß die Nacht dem Gespräch ein Ende bereitete.

Weitere zwei Tage vergingen. Noch immer lag der Zug auf dem winzigen Bahnhof. Die Mahlzeiten im Speisewagen wurden immer dürftiger, die Heizung erkaltete langsam, das Licht brannte nicht mehr, doch Nebile Hanum merkte von allem nicht viel. denn ihr Reisegefährte zauberte aus den unergründlichen Tiefen seines Koffers immer neue Leckerbissen hervor, gute deutsche Wurst, Schinken und heimatliche Konserven.

Am Morgen des siebenten Tages der unfreiwilligen und doch erträglichen Haft hatte sich die junge Türkin eben in Abwesenheit ihres höflichen Bekannten angekleidet, als plötzlich im Wagen Schreie aufschrillten, Türen zugeworfen wurden und auf dem Bahnhof heiseres Gebell aufgrollte. Ein Finger pochte an die Tür, und der Deutsche trat ein: „Draußen sind Wölfe!“ Nebile Hanum erschrak und drückte sich ängstlich in ihre Ecke. Da klang das Bellen unmittelbar unter dem Abteil, und plötzlich schoß ein Wolfskopf vor dem Fenster hoch. „Hilf, lieber . . .“ sank da die kleine Nebile Hanum dem großen Deutschen entsetzt um den Hals, und mitten in ihrer Angst fiel ihr ein, daß sie den Namen ihres Beschützers noch gar nicht erfahren hatte. „. . . Rudolf“, ergänzte der Deutsche in richtiger Erkenntnis der Lage, in der sich das Herz der jungen Türkin befand, und zog mit einem Griff den Rollvorhang herunter: „Nun ist er fort, der böse Wolf.“ Nebile Hanum war sehr beschämt und noch glücklicher. —

Als die endlich aus dem elenden und doch so schönen Talkollu Befreiten in Konstantinopel als aufrichtige Freunde Abschied nahmen, geschah das Ungeheuerliche, daß eine junge Dame einem Ausländer vor allen Leuten einen herzhaften Kuß gab.

---

# Der Teufel gastiert.

Skizze von A. Wießner und Jo Hanns Rösler

Der Kritiker der Allgemeinen Zeitung saß an seinem Schreibtisch.

Vom benachbarten Turm schlug es Mitternacht.

Da klopfte es dreimal an die Tür.

„Herein!“

Die Tür öffnete sich. Ein Herr trat ein. Groß, schwarz, elegant. Mit einem leichten Bärtchen um die Lippen.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ sprang der Kritiker auf. Keine Antwort.

Der Fremde setzte sich schweigend und überreichte eine Karte. „Monsieur Diable.“

Der Kritiker lächelte überlegen. „Das ist ein Scherz. Kein besonders origineller. Sie sind sicher ein kleiner Schauspieler, der ein Anliegen hat. Oder ein Lyriker. Außerdem ist die Mode der französischen Karten seit Jahren vorbei. Also, was wünschen Sie?“

Der Fremde ging nicht auf diesen Ton ein. „Sie sind Kritiker?“ fragte er kurz — „Ja.“

„Haben Sie gute Beziehungen, ich meine: persönlicher Art, zu dem hiesigen Staatstheater?“

„Aber das ist doch selbstverständlich.“

„Schön. Ich möchte im ‚Faust‘ in meiner Rolle gastieren. Das macht mir Spaß und Ihnen bringt es Honorar.“

„Und wie hoch soll das Honorar sein?“

„Überlassen Sie das bitte mir, Herr.“

„Bitte. Wann wünschen Sie Ihr Debut?“

„So bald wie möglich.“

„Als Mephistopheles?“ — „Ja.“

„Unter welchem Namen wünschen Sie aufzutreten?“

„Als Satansky von der Warschauer Oper.“

„Waren Sie dort engagiert?“

„Nein. Nicht mehr als die anderen Schauspieler, die sich vom Hoftheater X oder Y nennen. Also auf morgen. Gute Nacht.“

Der Teufel verschwand.

Im Raum. Nicht einmal die Tür bewegte sich. —

Am nächsten Tag kündeten große Plakate, schrien Lichtreklamen, füllte die Feuilletons: „Einmaliges Gastspiel von Satansky von der Staatsoper Warschau!"

Endlich ward es Abend. Sie gingen ins Theater. Das Haus war zum Ersticken voll. Klingelzeichen. Das Licht erlosch. Der Vorhang rollte auf. Totenstille. Jetzt trat Mephisto heraus — rauschender Beifall. Herr Satansky spielte seine Rolle herrlich, unbeschreiblich. — Das Stück war aus, der Vorhang fiel. Das Haus lärmte, tobte, schrie: „Bravo! Bravo! Satansky! Satansky!"

Endlich erschien er. Ein Regen von Blumen füllte die Bühne. Beifallsgebrüll. Satansky! Das Publikum war des Teufels.

Der Kritiker eilte in die Garderobe.

„Wo ist Satansky?" — „Nicht da."

Und dort wieder nicht. Und da auch nicht. Nirgends. Verschwunden. Vielleicht im Kaffeehaus? Auch nicht. Im Hotel? Nein. Satansky blieb verschwunden.

Am nächsten Morgen schickte der Direktor einen Scheck über den vereinbarten Anteil. über zweitausend Mark. „Sie wollen diesen Betrag Herrn Satansky übergeben." Der Kritiker hinterlegte die Summe bei einer Bank. —

Drei Tage später — genau um Mitternacht — stand der Teufel wieder vor dem Schreibtisch.

„Sie kommen wegen des Honorars."

„Danke. Nein. Der Betrag gehört Ihnen. Ich kann so kleine Beträge nicht verwenden. Ich komme, um Ihnen Ihre Provision zu bringen."

Er stellte eine kleine Flasche mit roter Tinte auf den Tisch. Legte daneben eine rote Feder.

„Jedes Papier, auf das Sie mit der Feder eine Zahl schreiben, wird zur Banknote vom gleichen Betrag. Bitte, versuchen Sie!"

Der Kritiker schrieb auf sein Löschpapier: „Tausend."

Sofort lag ein Tausendmarkschein vor ihm, das rote Papier in sich verzehrend.

„Herrlich! Herrlich!" sprang der Kritiker auf. „Wie soll ich Ihnen danken?"

„Verzeihung, es ist eine Kleinigkeit zu beachten. Die Feder hat nur so lange diese Wunderkraft, wie Sie in Ihrem Beruf die Wahrheit schreiben. Bei der ersten unechten Zeile verliert sie die Fähigkeit. Also — auf Wiedersehen in einigen Jahren."

Eine kurze Verbeugung — der Platz war leer. —

Ehe noch ein Monat verging, gehörte der Theaterkritiker zu den reichsten Männern der Stadt. Eine kostbare Limousine hielt vor seinem Hause, führte ihn in die schönsten Logen des Theaters, deren Plätze er jetzt selbst bezahlte. Hart und ehrlich war sein Urteil.

Wo er Talent und Fleiß sah, förderte er. Auch mit Hilfe seiner roten Feder. Brachte ihm ein junger Kollege ein gutes Feuilleton, für das er keinen Platz in seiner Zeitung wußte, so schrieb er auf die Rückseite eine Zahl, und das Manuskript verwandelte sich in bares Geld. Es wurden auf diese Weise in der Stadt weniger Geschichten veröffentlicht. Sie erfüllten des Autors Zweck, ihm Brot zu bringen, auch vor der Veröffentlichung.

Aber eines Tages trat ein Mädchen in das Bureau des Kritikers.

Blond. Und jung. Und so schön. Noch nie hatte sein Auge soviel Schönheit geschaut.

„Ich liebe dich", trat der Mann zu ihr.

„Dann mußt du mich fördern. Ich bin eine Anfängerin. Ich will zur Bühne. Nach meiner ersten großen Rolle gehöre ich dir."

Da baute ihr der Kritiker ein Theater an dem schönsten Platz der Stadt. Veröffentlichte ihr Bild in allen Magazinen. Gründete Parfümfirmen auf ihren Namen.

Der Kritiker ging zur Generalprobe, um seinen Schützling spielen zu sehen. Mußten doch in den heutigen Abendblättern die Vorbesprechungen erscheinen.

Der Vorhang hob sich. Sie trat auf.

Aber — ihm stand das Herz still — das Mädchen schnappte hilflos nach Luft, fuchtelte mit den Armen, haschte nach rechts und links, verdrehte in wilder Glut die Augen, versprach sich in jedem dritten Satz und warf Stichwörter und Partner bunt durcheinander.

„Kind", eilte er in die Garderobe, du bist ja unmöglich! Laß ab von deinen Plänen. Werde meine Frau. Die schönsten Kleider, die schönsten Reisen, alles, was du willst, laß nur das Theater."

Aber das Mädchen widerstand. „Nach der ersten Rolle gehöre ich dir. Und nur, wenn du mich lobst und mich die erste Schauspielerin Europas nennst."

Noch einmal versuchte der Kritiker, sie umzustimmen.

Vergebens.

Da ging er traurig nach Hause und schrieb ein Loblied auf ihre Talente.

Kaum erschien das Feuilleton in den Zeitungen, da brach in dem Hause des Kritikers Feuer aus. Niemand wußte die Ursache. Alles brannte lichterloh. Bis auf den Grund. In der Asche fand man ein leeres Fläschlein, das einstmals rote Tinte füllte.

Der Kritiker war wieder ein armer Mann geworden.

Was aber wurde wohl aus dem Mädchen?

Es ist tatsächlich eine große Schauspielerin geworden, denn man hielt das Untalent für Genie und das Stottern für neue Schule. Den Kritiker sah sie nie wieder. Wie konnte man ihr auch zumuten, einen armen Zeitungsschreiber zu heiraten.

---

## Wenn je der Tod ...

Wenn je der Tod mein Leben schmücken sollte
Mit echtem Ruhm, erbitte ich nur Eines:
Beraubt mein Dasein nie des Dämmerscheines,
Erhellt nicht künstlich, was ich hehlen wollte.

Aus welchem Grund ich stieg, ob mir des Rheines,
Ob mir der Weichsel Flut zu Füßen rollte,
Ob ich verdarb, ob man mir Ehren zollte,
Dies alles ist für große Herzen Kleines.

Drum wälzt nicht um die staubigen Register,
Und fragt nicht suchend nach im Heimatland!
Ich kam, ich war, und ging zurück zur Krume.

Der Wissenschaft neugieriger Philister
Wühlt in dem Beete, wo die Rose stand,
Allein der Weise freuet sich der Blume.

*Hermann Burte.*



## Bunte Chronik



* **Ein Drama aus der Urzeit.** Bei jüngst stattgefundenen Ausgrabungen zu Springbock Flats stieß man auf fossile Knochen eines seit langem ausgestorbenen Riesenbüffels dicht neben den Gebeinen eines vorgeschichtlichen Menschen von ungewöhnlicher Größe. Aus der Lage der Knochen geht mit Deutlichkeit hervor, daß der Mann von dem Büffel zu Tode getrampelt wurde. Die Spannweite der Hörner des letzteren beträgt von Spitze zu Spitze vier Meter. Der Fund ist deswegen von so großer Bedeutung, weil er den ersten Beweis liefert, daß eine kräftige, hochgewachsene pränegroide Rasse in Südafrika gelebt haben muß, wovon sich bisher noch keine Spuren gefunden haben.

*

* **Schulgang und Kinderaub.** Dank der Sittenverrohung durch den Bürgerkrieg regt sich in China kein Mensch mehr über Vorkommnisse auf, die Europäern ungeheuerlich erscheinen würden. Will da kürzlich ein vierzehnjähriger Chinesenjunge in Shanghai zur Schule gehen. Plötzlich fährt ein geschlossener Kraftwagen nahe an ihn heran, zwei Männer springen heraus, packen den Knaben und werfen ihn in das Auto. Der Fahrer gibt Vollgas, der Junge hält sich schön ruhig, einer der Räuber kann nicht rasch genug auf den Wagen springen, fällt, steht auf und läuft fluchend hinter dem Wagen her. Ein Russe, bezahlter Leibwächter eines anderen chinesischen Schülers, sieht den Vorfall, galoppiert dem Auto und dem laufenden Räuber nach und schreit Zeter und Mordio. Drei chinesische Schutzleute hören den Aufruhr, zücken ihre Pistolen und rennen hinter Wagen, Räuber und Leibwächter her. Alles schießt im Laufen auf das Auto, glücklicherweise ohne es zu treffen. Der schwitzende, prustende Räuber flüchtet in einen Lebensmittelladen und verbarrikadiert sich dort. Der Kraftwagen rennt gegen einen Rikschahkuli, wirft ihn samt Gefährt und Fahrgast über den Haufen und landet in der Gosse. Wilde Schießerei, zersplitternde Fenster, fluchende Schutzleute, jammernder Rikschahkuli. Die Räuber laufen, was sie können, und entkommen. Der Schuljunge sucht Mütze und Büchermappe zusammen, sieht nach einer Uhr, erschrickt, nimmt die Beine unter den Arm und kommt einige Augenblicke zu spät zum Unterricht: „Ich bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich nicht pünktlich bin, Herr Professor!" Er setzt sich auf seine Bank, und der Fall ist für ihn erledigt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg